

FFA-JUBILÄUM - RÜCKBLICK

Das Frankfurter Forum für Altenpflege (FFA), das Kommunikationsnetzwerk der Heimleitenden, besteht seit 15 Jahren.

Seine Kampagne:

DIE WÜRDE DES ALTERS IST ANTASTBAR

startete vor zehn Jahren, ausgelöst von der ZDF-Dokumentation
„Abgezockt und tot gepflegt“ 1998.

Die Mitglieder des Forums überzeugten damals den Sozialausschuss vom Problem der Unterversorgung demenzkranker Heimbewohner, so dass im Jahre 2000 ein Sofortprogramm im Römer beschlossen wurde, das mit Hilfe aller Fachverantwortlichen 2001 in Kraft trat. 2006 wurde es von 2,7 Mio. Euro auf 3 Mio. Euro pro Jahr aufgestockt und heißt seit dem:

FRANKFURTER PROGRAMM WÜRDE IM ALTER.



■ Sozialdezernentin Prof. Daniela Birkenfeld CDU umgeben von der Band „Old Romantics“ auf dem FFA-Seniorenfest im September 2007: „Mit dem Frankfurter Programm Würde im Alter erreicht die Stadt demenziell erkrankte Menschen.“

Auf dem FFA-Seniorenfest 2007 diskutierten Politiker und Heimleitende über ärztliche Versorgung in Altenpflegeheimen und über neue Wohnformen im Alter. Rudi Baumgärtner, Vorsitzender des Ausschusses für Soziales und Gesundheit, und Marcus Bocklet, ehemals auch Mitglied des Ausschusses, waren 2000 wichtige Initiatoren für das erfolgreiche Frankfurter Programm.



■ FOTO POGANTKE Diskussion auf dem Seniorenfest: (v. l. n. r.) Sylvia Momsen, GRÜNE IM RÖMER, Marcus Bocklet, GRÜNE, Rudi Baumgärtner SPD

Am 30. Mai 2008 erhielt Rudi Baumgärtner für seinen unermüdelichen Einsatz im sozialen Bereich seiner Heimatstadt Frankfurt das **VERDIENSTKREUZ AM BANDE DES VERDIENSTORDENS DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND** verliehen. In der Laudatio hieß es, dass diese Auszeichnung vom Bundespräsidenten ausschließlich für ehrenamtliche Leistungen vergeben werde.

Herzlichen Glückwunsch!

Mehr auf den Seiten 4 bis 23.

Impressum

Editorial

Je mehr die Welt zum Dorf wird, desto mehr verliert das Dorf seine Welt

RÜCKBLICK

Politiker-Diskussion auf dem Seniorenfest des FFA am 12. September 2007

Heinz Rauber von der Henry und Emma Budge-Stiftung spricht von Überkapazität der Altenpflegeheime in Frankfurt und Rhein-Main

Interview mit Silvia Hoffmann

Regisseurin des HR-Films „Schöne Aussicht“

GEGENWART

Demenz-Leuchtturm steht in Frankfurt

Vorhaben des Uniklinikums Frankfurt wird vom Bundesgesundheitsministerium mit 418.000 Euro gefördert – Meldung Mai 2008

„Den Blick der Bürgerseite einnehmen“

In Frankfurt-Niederrad kooperieren Nassauische Heimstätte und Frankfurter Verband

Frankfurt Niederrad – ein bürgerschaftlich bewegter Stadtteil

Ökumenisches Hilfenetz Niederrad besteht ein Jahr

Pflegende Angehörige Demenzkranker brauchen frühzeitig Begleitung

Caritas lud am 15. Mai 2008 zum Fachtag Demenz nach Bad Homburg

TAGUNGEN UND KONFERENZEN

Demenzprävention ist mehr als Molekularforschung

BHF-Bank-Stiftung engagiert sich

Pflegebedürftige und Pflegende - Zwei Gesichter der Altenpflege

Johannes Pantel, Stiftungsprofessur Gerontopsychiatrie, stellt vier Projekte vor

Ethik-Komitee in Frankfurts stationärer Altenpflege

Weiterbildung zum Thema Selbstbestimmung und Privatheit

Fachtagung „Hessischer Pflegemonitor“

Land Hessen und Institut der Goethe-Uni starten Internetportal zum Thema Pflege

JUBILÄUM – NEUE ANGEBOTE

30 Jahre Altenpflegeschule des Frankfurter Hufeland-Hauses

Neubau des Altenzentrums der Jüdischen Gemeinde

„Haus Saalburg“ – Neue Seelsorgeausbildung für Ehrenamtliche

„Seniorenstift in Rödelheim“

Fachtag: „Pflegebegleiterinnen und Pflegebegleiter in Hessen“

VERANSTALTUNGEN

Pflegestützpunkte und Pflegeberatung als Gemeinschaftsaufgabe

Workshop der Fachhochschule Frankfurt am 16. Juni 2008.

Das FFA berichtet ausführlich über Ergebnisse und Positionen des Workshops

Älterwerden in Frankfurt

Die Stadt Frankfurt veranstaltet ihre Aktionswoche vom 17. bis 24. Juni 2008.

Ein umfangreiches Programm informiert die Bürgerinnen und Bürger

Naomi Feil – Validation für hochaltrige dementiell erkrankte Menschen

Am 1. Juli 2008 Ganztags-Workshop im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde

BUCHBESPRECHUNGEN

„Das gibt's nur einmal“ Kulturarbeit im Altenpflegeheim, Michael Graber-Dünow

Seite 3

Seite 4

Seite 5-8

Seite 9-13

Seite 14-17

Seite 18-21

Seite 22-23

IMPRESSUM

Der FFA intern Pressedienst kam im Juni 1996 – kurz vor Einführung der Pflegeversicherung im stationären Bereich – zum ersten Mal heraus und widmet sich besonders der stationären Altenpflege und ihrem Umfeld.

Werden Bücher, Videokassetten oder Broschüren vorgestellt, so können diese nicht von der FFA-Pressestelle aus verschickt werden. Die Bezugsadresse steht am Ende jedes Artikels, an die sich Interessenten wenden können.

Herausgabe und verantwortlich für die Redaktion im Sinne des Presserechts:

Beate Glinski-Krause M.A.
Leiterin des NETZWERKBÜROS
FRANKFURTER FORUMS FÜR ALTENPFLEGE
Wiesenu 57 - 60323 Frankfurt am Main
Tel: 069 – 61 99 44 51 Fax: 069 – 61 99 44 52
Mobil 0171 178 38 63
E-Mail: info@ffa-frankfurt.de
Home: www.ffa-frankfurt.de

Design und Layout
BOS-DRUCK GMBH – Frankfurt am Main

EDITORIAL von Beate Glinski-Krause

Je mehr die Welt zum Dorf wird, desto mehr verliert das Dorf seine Welt

Reform der Pflegeversicherung mit dem Ziel: „Angstfrei älter werden“

Eine Großstadt wie Frankfurt bietet alten Menschen ein vielfältiges Wohnangebot vom Betreuten Wohnen über Wohnen in Wohngemeinschaften bis hin zu einer Vielfalt an Pflegeheimen. Damit kann der dünn besiedelte ländliche Raum nicht aufwarten. Dort prosperiert die Welt schleppend: Geschäfte und Kneipen schließen, die Bevölkerung stagniert und die Kulturlandschaft versteppt.

Während einer HR-Fernsehsendung „Stadtgespräch“ im vergangenen Jahr sagte ein Zuhörer: „Die Dörfer sind nicht mehr eingebunden und können den Alten nicht genügend Qualität bieten. Zur Wohnqualität gehört Mobilität. Die ist für den Älteren dort nicht mehr gegeben. Diese Menschen wählen ihr Pflegeheim nicht aus, sie ziehen in das nächstgelegene ein. Michael Graber-Dünow, Pflegeheimleiter aus Frankfurt, hatte in der Sendung erwähnt, dass es in Frankfurt Heime mit Wohlgefühlqualität gebe. Er hatte dabei für ein Wohnangebot im Alter plädiert, das den Menschen ermögliche, das jeweils Passende zu finden.

55 Prozent der Bundesbürger wünschten sich ein Altwerden in den eigenen vier Wänden, so ein redaktioneller Beitrag. Statistisch gesehen leben die meisten über 65-Jährigen in der eigenen Wohnung.

Im Stadtgespräch zu Gast war auch Henning Scherf. Der ehemalige Bremer Oberbürgermeister propagierte das gemeinschaftliche Wohnen im Alter: „Wir reden hier über das Schicksal von Million von Menschen“, meinte der aufgeschlossene Norddeutsche, der schon seit Jahrzehnten in einer Mehrgenerationen-WG lebt und ein Buch darüber geschrieben hat. Er machte den Menschen Mut, neue Wege bürgerschaftlicher Selbsthilfe zu gehen: „Jeder hat in unserem Hause eine eigene Wohnung. Wir können uns gegenseitig pflegen bis zum Lebensende, denn wir haben behindertengerecht gebaut.“

Doch auch Scherf lebt in einer Stadt und nicht im Dorf, das meist aus ehemaligen Bauernhäusern, umgebauten Scheunen und Kuhställen besteht. Auch die alten Dorfbewohner wollen am liebsten im Bauernhaus bis zum Lebensende bleiben. Aber wie soll das gehen, wenn die Dorfjugend in die Stadt ziehen muss, wo sie Arbeit findet? Dann bleiben kaum noch Menschen, die dem Alten im Bauernhaus ein Leben bis zuletzt ermöglichen.

Warum sind nur wenige kleine Pflege- und Betreuungsstätten im ländlichen Raum anzutreffen? Die Alten des Dorfes sollten doch – wenn schon nicht im eigenen Bauernhaus – zumindest in der vertrauten Gemeinde, die sie ihr Leben lang nicht verlassen haben, betreut und gepflegt werden. Den Verantwortlichen in Landkreisen wird angesichts der Lage mehr Kreativität abverlangt, mehr Einbeziehung der Menschen in Entscheidungen.

Das neue Pflegeversicherungsgesetz sieht vor, dass primär Pflegekassen und in zweiter Hinsicht Städte, Gemeinden und Kreise ab dem 1. Januar 2009 den Bürgerinnen und Bürgern im Bedarfsfalle eine kostenfreie und umfassende Beratung anzubieten haben. In besonders komplexen Pflegesituationen ist sogar eine gezielte Organisation rund um den Pflegebedürftigen – Case Management – zu leisten. Wer berät, muss richtig beraten, insbesondere wenn es sich um leistungsrechtliche Fragen handelt. Das ist ein umfassender gesetzlicher Auftrag an die Leistungsträger: Doch noch niemand weiß so genau, wie das flächendeckend bis zum Stichtag realisiert werden kann. Das Ziel lautet: Älter werden ohne Angst.

RÜCKBLICK

Viele Aspekte beim Seniorenfest des Frankfurter Forums für Altenpflege (FFA)

Seite 5–8

Ansprache der Sozialdezernentin und Diskussion mit Politikern des Ausschusses für Soziales und Gesundheit und Leitenden aus den Pflegeheimen

Gut gelaunt veranstalteten am 12. September 2007 rund 30 Frankfurter Pflegeheime zusammen mit etwa 20 weiteren Organisationen ihr Seniorenfest auf der Konstablerwache. Etwa 3000 Menschen überquerten im Laufe des Tages den Platz und einige von ihnen informierten sich über Fragen wie: Was tun, wenn im Alter Hören und Sehen nachlassen? Welche Versorgungs-, Wohn- und Beratungsmöglichkeiten gibt es für alte Menschen?

Gemäß des Fest-Mottos: „Einsichten – Aussichten: Alle Sinne schärfen“ waren speziell Blindenverbände, Optiker und Akustiker an Ort und Stelle. Aber auch städtische Beratungsstellen und das Versorgungsamt klärten über ihre Dienstleistungen auf. Um die Mittagsstunde kamen Frankfurts Sozialdezernentin Prof. Daniela Birkenfeld und weitere Frankfurter Politiker zu Wort. Die Themen drehten sich um ärztliche Versorgung, das „Frankfurter Programm Würde im Alter“ und die Nachfrage nach Pflegeheimen in Frankfurt. Der Grund für das Fest ist die Dankbarkeit der Pflegeheime Frankfurts an Politik und Stadt, dass sie das Frankfurter Programm 2001 speziell für Menschen mit Demenz verabschiedeten, um ihnen eine bessere psychosoziale Betreuung zu ermöglichen.

Wohnortnahe Versorgung im Fall stationärer Pflege und bunter Markt der Möglichkeiten

Frankfurter Sozialdezernentin, Prof. Daniela Birkenfeld (CDU), bezog sich auf das „Frankfurter Programm Würde im Alter“, mit dem die Kommune besonders dementiell erkrankte Menschen erreiche. In den Heimen bestünde damit u. a. die Möglichkeit, mit eigenen Möbeln ins Pflegeheim einzuziehen. Auch Tiere verbesserten im Rahmen des Programms den Lebensalltag. Ferner seien kulturelle Angebote und intensivierete Tagesbetreuung Programmschwerpunkte. Die Dezernentin stellte heraus, dass sie den Wunsch der Menschen, so lange wie möglich zu Hause zu leben, ernst nehme. Aber wenn die Situation eintrete, dass dies nicht mehr einzulösen sei, sollten die Betroffenen auf ein Pflegeheim des vertrauten Stadtteils zurückgreifen können. Damit bleibe der Kontakt zum lokalen Umfeld gewahrt und auch die bestehenden Beziehungen erhalten. Alles was eine Großstadt biete, soll auch im Alter von Nutzen sein. Birkenfeld sprach sich für einen breiten Markt der Möglichkeiten aus.

Ärztliche Versorgung für alte Menschen muss in den Stadtteilen und in Heimen verbessert werden

Diskussion mit Politik und Heimleitungen

Doris Pogantke, Leiterin des Bürgermeister-Menzer-Hauses der AOW, freute sich über die vielen Besucher: „Die Menschen sehen hier vor Ort, was in den Pflegeheime geleistet und angeboten wird. Wir kommen mit den Ständen in das Wohnzimmer der Stadt Frankfurt und unsere Bewohner können von den Passanten befragt werden, wie es ihnen in den Einrichtungen geht.“ Nicht hinter verschlossenen Türen, sondern offensiv wolle die stationäre Altenpflege ihr Angebot präsentieren.

Rudi Baumgärtner (SPD), Vorsitzender des Ausschusses für Soziales und Gesundheit der Stadt Frankfurt, unterstrich: „Es ist wichtig, dass wir als Politiker vor Ort sind. Die öffentliche Debatte über die Pflegeheime ist überall im Land zu vernehmen.“ Dabei stünden die Frankfurter Heime qualitativ gut da, auch dank des städtischen Programms. Die Pflegekassen - so Baumgärtner - regten sich darüber auf, dass zu wenig Personal in den Einrichtungen sei, doch gerade sie trügen die Verantwortung für die Anzahl von Pflegekräften in den Heimen. Zur Pflegeversicherungsreform sagte er: „Gesetzlich sollen Heime besser gestellt werden. Auch Heimärzte sieht die Novelle vor.“

Moderation: „Es gibt viele Engpässe in der ärztlichen Versorgung in Pflegeheimen. Haus- und Fachärzte sind in den verschiedenen Stadtteilen und auch in den Heimen oft nicht ausreichend vorhanden. Das Pflegeversicherungsgesetz und das Krankenversicherungsgesetz sind nicht gut genug aufeinander abgestimmt. Was kann getan werden?“

Heinz Rauber, Leiter der Henry und Emma Budge-Stiftung, präziserte, dass sich Fachärzte aus bestimmten Stadtteilen zurückzögen, was dort Auswirkungen auf die älteren Bewohner und auch ortsansässige Heime habe: „Es sind aber auch die gesetzlichen Strukturen, die die ärztliche Versorgung in den Heimen und im Stadtteil erschweren.“ Es gebe eine Untersuchung, die zeige, dass Gynäkologen so gut wie nie Heime aufsuchten, obgleich 80 Prozent der Heimbewohnerschaft Frauen seien. Das heißt, die Betroffenen müssen in die Praxis oder in die Klinik transportiert werden. Die Kosten, die dadurch entstünden, seien unangemessen hoch.

„Neurologen und Psychiater kommen ebenfalls kaum in die Pflegeheime, obgleich hier ein hoher Bedarf besteht. Es ergeben sich dadurch Behandlungsausgrenzungen von alten Menschen, die auf Grund der ärztlichen Versorgungspflicht gesetzlich unzulässig sind. Zu präferieren sind unterschiedliche Konzepte von Heimarztmodellen, die einerseits die Qualität in den Heimen verbessern und andererseits die Kosten reduzieren.“

Moderation: „Das betrifft den ambulanten Bereich gleichermaßen. Pflegebedürftige zu Hause suchen nicht mehr den Augenarzt auf, obgleich hier z.B. eine rechtzeitige Operation am grauen Star die Selbstbestimmung länger aufrechterhält. Was müssen wir in Frankfurt tun, um hier die Prävention zu stärken?“

Sylvia Momsen (GRÜNE IM RÖMER): „Wie wollen wir im Alter leben? Eine Frage an die jetzt 50-Jährigen. Da macht man sich noch nicht so viele Gedanken über die ärztliche Versorgung. Ich habe für mich schon zwei schöne Heime kennen gelernt, in denen ich mir vorstellen könnte zu leben. Wenn ich mich allerdings erst mit 80 mit dieser Frage auseinandersetze, dann wird es schwierig, das Heim zu finden, das einem zusagen könnte. Den Arzt, den man seit Jahren hat, sollte man behalten dürfen. Ärzte müssten in den Heimen auch Praxisräume nutzen können, so dass hier über diese Struktur Abhilfe zu schaffen ist.“

Heinz Rauber: „Praxisräume gibt es in den Pflegeheimen und sie stehen auch zur Verfügung. Damit wird aber das Problem nicht gelöst, dass der Arztbesuch im Pflegeheim als Hausbesuch abgerechnet wird, obgleich das Heim eine stationäre Situation ist, in der die palliative Versorgung sichergestellt werden muss. Wenn es so bleibt, wie es ist, können wichtige Versorgungsleistungen im Heim nicht gewährleistet werden. Diese werden dann – mit viel höheren Kosten – in den Kliniken verrichtet.“

Moderation: „Ärzte sind in einer Zwickmühle. Behandeln sie vorwiegend schwerstkranke Menschen, die einen hohen Medikationsbedarf haben, können sie leicht in Regress geraten. Die Ersatzkassen haben Konzepte entwickelt, die ärztliche Versorgung besser zu vergüten. Was nehmen Sie, Herr Baumgärtner, aus unserer Diskussion mit zur Gesprächsrunde in Berlin?“

Rudi Baumgärtner: „Wir sollten Ulla Schmidt wörtlich nehmen, die sagte, dass es nicht gut sei, wenn ältere Menschen aus dem Pflegeheim ins Krankenhaus müssten. Sie sollten im Pflegeheim ärztlich behandelt werden. Die heute formulierte Forderung entspricht dieser Stellungnahme. Das nehme ich mit nach Berlin.“

Jüngere Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf brauchen ein altersspezifisches Wohnumfeld

Eine 54-jährige Fest-Besucherin fragt: „Was machen Sie mit Menschen, die ins Pflegeheim kommen, aber noch nicht alt sind? Mit 54 Jahren hatte ich einen Schlaganfall und kam ins Heim, wo sich kein Arzt um mich gekümmert hat. Erst jetzt, acht Wochen danach, bekomme ich eine Heilgymnastik.“

Rudi Baumgärtner: „Das wird im Landeswohlfahrtsverband Hessen ständig diskutiert. Es handelt sich hierbei um eine Fehlbelegung jüngerer Bewohner in Altenpflegeheimen. Diese ist in den vergangenen Jahren zurückgegangen. Es gibt unterdessen in Frankfurt Einrichtungen speziell für jüngere Menschen, die pflegerische Unterstützung benötigen.“

Heinz Rauber: „Im Frankfurter Hufeland-Haus gibt es – in Zu-

sammenarbeit mit dem Landeswohlfahrtsverband und dem Land Hessen – das Betreute Wohnen für jüngere Menschen. Im Haus bestehen Unterkünfte, die dem Bedarf jüngerer unterstützungsbedürftiger Personen gerecht werden.“

Alternative Wohnformen im Alter entwickeln

Moderation: „Wir begrüßen Marcus Bocklet (GRÜNE). Was tun Sie bezüglich der Pflegeversicherungsreform?“

Marcus Bocklet: „Wir wollen in Hessen darauf dringen, dass die Pflegeversicherung in den Bereichen ärztlicher Versorgung und Betreuung dementiell Erkrankter verbessert wird. Wir als Bevölkerung werden älter und bunter – auch Menschen mit Migrationshintergrund gehören dazu. In der Stadtpolitik müssen wir uns des demografischen Wandels annehmen und uns dem Thema: Wohnen im Alter widmen. Die meisten Menschen wünschen sich, bis zum Lebensende zu Hause betreut zu werden. Diesem Wunsch müssen sich Städte und Gemeinden verpflichtet fühlen. Im Land gibt es weniger als 100.000 Euro Fördermittel für alternative Wohnformen, aber 15 Mio. Euro für den Bau von Pflegeheimen. Hier muss künftig anders gewichtet werden.“

Rudi Baumgärtner: „Die Stadt Bielefeld hat uns in diesem Bereich schon etwas vorgemacht. Wir haben mit unserem Gremium die Stadt besucht. Die dortige gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft hat mit einem Konzept dafür gesorgt, dass die Stadtteilbewohner möglichst lange in ihrem Quartier wohnen können. Die Wohnungsbaugesellschaft und das städtische Sozialamt arbeiten eng miteinander, um dem Wunsch nach einem langen Leben zu Hause gerecht zu werden. Das ist sogar preiswert für alle Beteiligten. Das heißt nicht: Abschaffen der Pflegeheime, sondern ist ein Angebot, länger qualifiziert im Quartier versorgt zu werden.“

Politischen Konsens finden: Pflegeheimneubau zugunsten neuer Wohnformen im Alter stoppen

Heinz Rauber, Leiter eines Pflegeheims, forderte die Politik auf, einen Konsens zu Gunsten alternativer Wohnformen im Alter zu finden: „Es wäre schön, wenn die Politik in Frankfurt und im Landtag den Mut findet, den Pflegeheimbau zu stoppen. Wenn keine neuen Heime zugelassen werden, dann entsteht automatisch der Druck in andere Wohnformen und in quartierbezogenes Management umzusteigen. So lange das nicht geschieht, gibt es viele Ausweichmöglichkeiten in bequeme Lösungen. Der quartierbezogene Ansatz ist nicht bequem, er erfordert sehr viel Arbeit und Kreativität. Es gibt im Land und in Frankfurt genügend Heimplätze. Um nun einen Umschwung für alternative Wohnformen herbeizuführen, ist ein derartiger Konsens erforderlich.“

Information:

Beate Glinski-Krause, FFA-Netzwerkbüro
FRANKFURTER FORUM FÜR ALTENPFLEGE
Wiesenu 57 · 60323 Frankfurt am Main
Tel. 069 – 61 99 44 51 · Fax 069 – 61 99 44 52
E-Mail: info@ffa-frankfurt.de · Internet: www.ffa-frankfurt.de

INTERVIEW

Das Pflegeheim aus der Sicht einer Regisseurin des Hessischen Rundfunks.

Frankfurter Forum für Altenpflege im Gespräch mit Sylvia Hoffman.



■ Sylvia Hoffman (rechts) im Gespräch mit Beate Glinski-Krause (FFA)

Im November des vergangenen Jahres strahlte das erste Programm der ARD den Film „Späte Aussicht“ aus, der eine fiktive Geschichte erzählt, die sich vorwiegend in einem Altenpflegeheim abspielt. Der Film erregte kontroverse Diskussionen, wurde – trotz Fiktion - in Altenpflegeschoolen als authentisch beurteilt. Das alles ein Grund, die Regisseurin selbst zu fragen, warum und aus welchen Gründen sie diesen Film in Szene gesetzt hat. Sylvia Hoffman berichtete, dass ihre Mutter auch in einem Pflegeheim lebte.

FFA: Frau Hoffman, in „Späte Aussicht“, einem kritischer Film über die Situation im Altenheim, haben Schauspieler mitgewirkt, die weit über die 80 Jahre waren. Wie war das?

SH: Die alten Menschen haben wunderbar gespielt. Frau Asendorf war z.B. nicht aufzuhalten. Wir mussten immer ihre guten Ideen stoppen, denn unser Film sollte ja nur 90 Minuten lang werden. Frau Pfeil hat im Film eine sterbende Frau gespielt. Sie wird jetzt 90. Das war eine tolle Leitung.

FFA: Haben die Altenpfleger vom Haus Luise in Bad Homburg, wo auch gedreht wurde, mitgespielt?

SH: Einer von ihnen hat uns als Berater während des ganzen Film begleitet. Und viele Heimbewohner haben als Komparsen beim Film mitgewirkt und waren glücklich mitzumachen. Eine Dame

war 98 Jahre, die viele Szenen wiederholt mitspielte. Sie alle waren enorm einsatzstark.

FFA: Was haben Sie gedacht, als Sie das Drehbuch gelesen haben?

SH: Als ich das gelesen habe, habe ich sofort gesagt: Nein, das mache ich so nicht, keine Verteufelung der Pflegeheime. Das kann man nicht machen, das darf man nicht machen, dazu sind zu viele Leute davon abhängig.

FFA: Beispielsweise die Mitarbeiter des Hauses und die, die gepflegt werden.

SH: Ja, man muss bedenken, was man zerstören könnte. Wo beginnt man Unruhe zu säen, wo keine Unruhe gesät werden soll. Ich habe mir schon beim Lesen Gedanken darüber gemacht, wo ich einhaken will.

FFA: Wo wollten Sie einhaken?

SH: Einhaken wollte ich da, wo die Altenheime in die Nähe von Isolierstationen gebracht werden. Zwar hat mich die Recherche ein bisschen entmutigt, weil es etliche Altenheimbewohner ohne Angehörige gibt, aber es gibt eben auch viele Bewohner mit Angehörigen. Und denen wollte ich sagen: Besucht euere Alten. Lasst sie ins Altenheim gehen, aber besucht sie. Sie sind nicht weg. Sie sind nicht irgendwo in einer Isolationssituation. Besucht Sie, holt sie zu euch, wenn es Feste gibt, wenn gefeiert wird. Es gibt immer eine Gelegenheit, ins Kino, ins Theater, in Konzerte zu gehen. Es tut auch gut, einfach nur zu kommen und dazusitzen oder ein oder zwei Stunden lang miteinander zu reden und gemeinsam ein Stück Kuchen zu essen. Mein Hauptanliegen war, die Alten in unserem Leben zu halten und einzubeziehen. Aus diesem Grunde habe ich das Märchen der Brüder Grimm „Der alte Großvater und der Enkel“ Rosemarie Fendel vorlesen lassen mit dem letzten Satz im Film: „Und holten den Großvater zurück an den Tisch und ließen ihn mit sich essen, sagten auch nichts, wenn er mal etwas verschüttete“.

FFA: Eine Art Rückintegration in das Familienleben und dennoch versorgt werden im Pflegeheim?

SH: Die Institution hat nicht die alleinige Verantwortung für das Leben der Bewohner.

FFA: Obwohl Heime in der Fürsorgepflicht gegenüber ihren Bewohnern stehen?

SH: Ja, mag sein. Aber so einfach ist das nicht. Die Institution kann auch von den Besuchern kritisch in Augenschein genommen

werden. Man muss sich Gehör verschaffen und Einwände machen dürfen, man muss sagen können: „Ich habe das Gefühl, meine Mutter braucht mehr zu trinken.“ Man muss Vorschläge unterbreiten und einklagen, dass die Mutter etwas Süßes zum Nachtsch oder Zwischendurch bekommt, einfach, weil man weiß, dass sie gerne Süßes isst. Es geht darum, Einfluss zu nehmen und die Alten in ihren Bedürfnissen ernst zu nehmen. Es geht darum, dass man die Augen offen hält. Wenn man sieht, dass im Nebenzimmer jemand nie besucht wird, weil er vielleicht keine Verwandten mehr hat, sollte man die Initiative ergreifen und sich auch ein bisschen um den Nachbarn kümmern. Alle alten Menschen haben etwas zu erzählen, sie sind oft sehr lieb und liebebedürftig. Sie geben aber auch sehr viel Liebe. Mein Hauptgrund und Hauptgedanke ist eigentlich ganz egoistisch: Wenn wir gut zu den Alten sind, kümmern wir uns im Grunde um uns selbst, denn in 10 oder 20 Jahren sind wir selber alt. Es geht um eine Änderung der Haltung.

FFA: Im Film ist der Arzt nicht gerade gut weggekommen.

SH: Ja, der Hausarzt ist nicht so wahnsinnig interessiert an dem Schicksal der Alten, obwohl er selber schon so alt ist, dass man denkt, gerade er, sollte sich fragen: „Und was wird aus mir in 20 Jahren?“

FFA: Der Arzt nimmt das Umfeld so hin. Und der Unternehmer mit seiner Tochter?

SH: Das Motiv des Unternehmers, seine Tochter durch den Job im Altenheim zur Vernunft zu bringen, ist die eine Sache. Die andere ist aber, dass er beim Besuch im Altenheim auf dieses Riesenproblem stößt. Nicht dass es das Problem ist, dass es die Heime gibt, das Problem ist, wie wir damit umgehen.

FFA: Wie meinen Sie das?

SH: Wir ignorieren unsere Einwirkungsmöglichkeiten. Nicht dass wir die Heime kontrollieren sollten. Das können wir gar nicht. Wir kontrollieren sie nicht als einzelner Bürger, aber wir können bei den Trägern und Politikern nachfragen: Was macht ihr konkret? Wie geht ihr mit den alten Menschen um? Was wird getan? Die Altenpflegeheime können nicht einfach nur ein Wegstecken sein. Schon der Gedanke daran ist furchtbar.

FFA: Dass heißt, dass das bürgerschaftliche Engagement eine ganz andere Dimension bekommen muss.

SH: Absolut, das war mein Wunsch bei diesem Film. Die Buchvorlage zum Drehbuch geht im Grunde fahrlässig kritisch mit Heimen um. Das macht ja sowohl den alten Menschen wie den Angehörigen Angst und wir brauchen ja die Heime und das Vertrauen in sie. Sicher hat Markus Breitscheidel mit „Abgezockt und totgepflegt“ eine wertvolle Anregung zur Verbesserung der Rahmenbedingungen gegeben. Aber trotzdem müssen wir der Frage nachgehen, wie gehen wir in unserer Gesellschaft mit einem Teil des Menschseins, nämlich dem Alter, um?

FFA: Ja, aber auch wie gehen wir mit Pflege um. Da haben Sie ja eingehakt und die Situation einer Altenpflegerin geschildert, die aus Verzweiflung zum Alkohol greift. Ein Problem, das sie mit einer Altenheimbewohnerin teilt, die aus Einsam-

keit anfängt, den von ihren Kindern geschickten Schnaps zu trinken. Genau dieser Filmausschnitt, der den Konflikt der trinkenden Bewohnerin mit dem Pflegepersonal in Szene setzt, wurde im Vorfeld vom Stadtgespräch am 8.9.07 ausgestrahlt. Da hat man erst einmal durchgeatmet und gedacht, jetzt geht es wieder gegen die Heime.

SH: Das überarbeitete Personal und mögliche Konsequenzen habe ich auch zeigen wollen. Damit es nicht ganz so hart ausfällt, habe ich diese Rolle der trinkenden Altenpflegerin mit Sabine Orléans sehr sympathisch besetzt. Ich wollte die Situation einer im Grunde lieben und sich kümmernden Frau darstellen, die überlastet ist. Zu Hause wartet ihr arbeitsloser Mann auf sie, sie hat auch Kinder. Kurz: Es liegt alle Last auf ihr, im Altenpflegeheim wie zu Hause. Sie kommt mit all dem nicht mehr zurecht, es ist einfach zuviel.

FFA: Zu wenig Zeit in der Pflege?

SH: Durch Demenzerkrankte stehen die Pflegenden oft unter einem enormen Stress. Aber es gibt ganz viele Heimbewohner, die einfach nur bockig und schwierig sind und an allem nur rumzumeckern haben. Darunter leidet natürlich das Pflegepersonal. Meiner Meinung nach müsste es viel, viel höher bezahlt werden. Das ist ein Beruf, der sehr hoch geschätzt werden sollte, so hoch, dass er in den Hierarchien der Berufe einen exponierten Platz einzunehmen hätte. Was diese Leute leisten, ist unermesslich. Und deshalb muss man aufpassen, dass im Film die Pfleger nicht klein gemacht oder zu sehr in ihren Schwächen gezeigt werden. Diese Szene um die alkoholsüchtige Bewohnerin im Stadtgespräch als typisch zu präsentieren, war nicht so klug.

FFA: Wie beurteilen Sie die Situation der Heime?

SH: Neulich hat mir jemand gesagt, 10 Prozent der Heime sind nur schlecht. Und dann wurde gleich angefügt, es gäbe 700.000 Heimbewohner, das hieße 70.000 Bewohner lebten in schlechten Heimen. Das ist zuviel. Also ein Prozent, wenn 700 Alte in schlechten Heimen wohnen, ist das auch zu viel. Wir müssen darauf achten, dass die meisten Heime so gut sind, dass man sagen kann: So möchte ich leben, wenn ich alt bin. Gelänge uns diese „egoistische“ Sicht auf die Altenpflegeheime, wären wir schon einen Schritt vorangekommen. Diese Sicht wollte ich provozieren.

FFA: Frau Hoffman, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Information:

Beate Glinski-Krause, FFA-Netzwerkbüro
FRANKFURTER FORUM FÜR ALTENPFLEGE
Wiesenu 57 · 60323 Frankfurt am Main
Tel. 069 – 61 99 44 51 · Fax 069 – 61 99 44 52
E-Mail: info@ffa-frankfurt.de · Internet: www.ffa-frankfurt.de

 **GEGENWART**

**Demenz-Leuchtturm steht in Frankfurt:
Förderung durch das Bundesgesundheitsministerium
– Meldung im Mai 2008**

Seite 9–13

Demenz ist die häufigste und folgenreichste psychiatrische Erkrankung im Alter. Die Zahl der hochaltrigen Menschen und damit auch der Demenzerkrankten wird in den nächsten zehn Jahren deutlich ansteigen. Trotz begrenzter Ressourcen sollen Menschen mit Demenzerkrankungen ein menschenwürdiges Leben führen können und die bestmögliche medizinische und pflegerische Versorgung erhalten. Im Rahmen der vom Bundesministerium für Gesundheit ausgeschriebenen Initiative „Leuchtturmprojekt Demenz“ wurden nun Forschungsvorhaben ausgewählt, die – laut Ministerium - Vorbildfunktion haben, wegweisend sind sowie den jeweiligen Bereich nachhaltig voranbringen. Über eine gezielte Förderung dieser Projekte sollen Defizite in der pflegerischen und medizinischen Versorgung demenziell Erkrankter beseitigt und eine zielgruppenspezifische Qualifizierung für in der Versorgung engagierte Personen und beteiligte Berufsgruppen erreicht werden.

Im Rahmen eines bundesweit durchgeführten Bewerbungsverfahrens konnte auch ein Frankfurter Projekt überzeugen und wird in den nächsten zwei Jahren mit insgesamt 418.000 EURO gefördert. Unter Leitung von Professor Johannes Pantel, Professor der Stiftungsprofessur Gerontopsychiatrie, werden in dem Frankfurter Projekt Qualifizierungsmaßnahmen zur Steigerung der Lebensqualität demenzerkrankter Menschen über eine Förderung der Kommunikation und Kooperation in der ambulanten Altenpflege entwickelt, durchgeführt und über einen Zeitraum von zwei Jahren wissenschaftlich evaluiert. Über eine Kombination von spe-

ziell für das Programm entwickelten Kommunikationstrainings und der Bildung integrativer Kooperationsgruppen sollen nicht nur professionelle Pflegekräfte, sondern auch Angehörige und Ehrenamtliche von diesem innovativen Ansatz profitieren. Ein Ziel ist auch die Reduktion der Beanspruchung der im häuslichen Bereich Pflegenden, die bekanntlich mit einem hohen „Burnout-Risiko“ belastet sind. Dies kommt indirekt den Demenzerkrankten zugute, die aber auch direkt über eine bessere Wahrnehmung ihrer Bedürfnisse von diesem Programm profitieren können. Kooperationspartner in dem Projekt sind neben dem Institut für Gerontologie – leitender Professor, Andreas Kruse - und der Sektion Gerontopsychiatrie der Universität Heidelberg - leitender Professor Johannes Schröder - auch die Arbeiter-Wohlfahrt (AWO), als einer der größten Träger ambulanter Pflegedienste in Deutschland.
Text: Stiftungsprofessur

Informationen erteilt:

Univ.-Prof. Dr. med. Johannes Pantel
Stiftungsprofessur Gerontopsychiatrie
Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Heinrich-Hoffmann-Str. 10
60528 Frankfurt
Tel.: 069 – 63 01 – 7094
Fax: 069 – 63 01 – 5189
E-Mail: johannes.pantel@kgu.de

„Den Blick der Bürgerseite einnehmen“

Am 20. Mai 2008 präsentierten der Frankfurter Verband für Alten- und Behindertenhilfe e.V. und die Nassauische Heimstätte das neue Begegnungs- und Servicezentrum in der Adolf-Miersch-Straße 20.



■ Am offiziellen Einweihungstag des Zentrum waren Christiane van den Borg, die neue Leiterin des Jugend- und Sozialamtes der Stadt Frankfurt, Frédéric Lauscher, Geschäftsführer des Frankfurter Verbandes (links), und Ernst Hubert von Michaelis (rechts), Geschäftsführer der Nassauische Heimstätte zugegen und schnitten das rote Band am Hausingang dieses Nachbarschaftstreffpunkts durch.

Dass sich das Niederräder Projekt am so genannten „Bielefelder Modell“ orientiere, erläuterte Sozialamtsleiterin van den Borg. In Bielefeld praktizieren eine gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft und ein Pflegeverein seit Jahren eine Kooperation, die es älteren Bewohnern ermöglicht – auch bei Pflegebedürftigkeit – oft bis zum Lebensende in der eigenen Wohnung zu verbleiben. Dadurch blieben Nachbarschaften und viele andere lieb gewordene Bedingungen erhalten. Frédéric Lauscher, Geschäftsführer des Frankfurter Verbandes, möchte mit dem Begegnungszentrum erreichen, dass alle notwendigen Service- und Dienstleistungen für ältere Menschen vor Ort gebündelt angeboten werden, um im Regelfall ein Älterwerden in der gewohnten Umgebung bis zum Lebensende zu ermöglichen.

Ein weiterer wichtiger Partner des Projekts, Ernst Hubert von Michaelis, Geschäftsführer der Nassauischen Heimstätte, betonte: „Die Mieter wünschten es, so lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben zu können“.

Ingrid Iwanowsky, die schon lange in Niederrad bürgerschaftliches Engagement bewegt und auch dafür eintritt, dass die Alten-

pflegeheime des Stadtteils mit Ehrenamtlichen versorgt werden, zeigte sich zuversichtlich, dass das neue Angebot für die älteren Menschen den Stadtteil bereichern werde. Aber nicht nur ältere, sondern auch z.B. allein erziehende Mütter oder Bewohner jeden Alters, die sich etwa ein Bein gebrochen haben und eine Haushaltshilfe brauchen, sollten künftig in den Genuss der neuen Dienstleistungen des Zentrums kommen, teilt Reiner Nösekel mit, der tagsüber Ansprechpartner für die Bewohner der Siedlung ist und zum Frankfurter Verband gehört. Mitarbeiter des Frankfurter Verbandes sind an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr telefonisch für die Bewohner des Siedlungsquartiers ansprechbar, auch die Hausnotrufzentrale des Verbandes kommt hierbei zum Einsatz.

24 Stunden am Tag stehen nun für die älteren Mieter nicht nur Pflege und Betreuung ambulant zur Verfügung, falls es erforderlich sein sollte, sondern das vollständige Angebot der Altenhilfe, von der Freizeitgestaltung bis zur Pflege, kann über den Stützpunkt zugänglich gemacht werden. Zum Leistungsumfang zählt auch die Beratung wie z.B. zu Betreuungsrecht, Vorsorgevollmacht, Patiententestament und Pflegeversicherungsleistungen. Ein bundesweit einmaliges Angebot ist der kostenlose Begleitservice ins Krankenhaus, um in dieser für ältere Menschen oft schwierigen Lebenssituation für Sicherheit zu sorgen.

Der Frankfurter Verband, der größter Anbieter der Altenhilfe in der Mainstadt ist, setzt in seinem Begegnungs- und Servicezentrum – Adolf-Miersch-Straße 20 in Niederrad – eine Leistung um, die in einer speziell dafür umgerüsteten Wohnung angeboten wird. Diese Wohnung soll darüber hinaus den älteren Bewohnern auch als Versammlungs- und Veranstaltungsraum sowie als Café zur Verfügung stehen.

Wie die Nassauische Heimstätte mitteilt, verwaltet die Gesellschaft in Niederrad 1.170 Wohnungen, in denen über 50 Prozent der Mieter älter als 65 Jahre sind. Die Räumlichkeiten des neuen Begegnungszentrums habe die Nassauische Heimstätte zu einem symbolischen Mietpreis von einem Euro zur Verfügung gestellt und ebenfalls die Kosten des Wohnungsumbaus getragen.

Informationen erteilt:

Geschäftsführung
Frankfurter Verband für Alten- und Behindertenhilfe e.V.
Gummersbergstraße 24
60435 Frankfurt am Main
Tel: 069 – 299 807 – 322
Fax: 069 – 299 807 – 350
E-Mail: frederic.lauscher@frankfurter-verband.de
Home: www.frankfurter-verband.de

Frankfurt Niederrad: ein bürgerschaftlich bewegter Stadtteil

Am 21. Mai 2008 feierte das Ökumenische Hilfenetz Niederrad das erste Jahr seines Bestehens. Rund 60 Personen waren aufs Gelände des Altenpflegeheims St. Josef der Caritas gekommen, um auf ein erfolgreiches Jahr ehrenamtlichen Einsatzes zurückzuschauen. Zugegen waren neben der Sozialbezirksvorsteherin Helga Uhlig auch Vertretungen aus Politik, Stadtverwaltung und Trägerschaft.



■ Die Festgesellschaft auf dem Gelände, zu dem das Altenpflegeheim St. Josef gehört

Das Hilfenetz dankt seine Existenz aktiven Bürgerinnen und Bürger des Stadtteils, allen voran Ingrid Iwanowsky, die 1999 das Netzwerk „Älterwerden in Niederrad“ gegründet hatte. Dieses bringt unter anderem ein stadtteilbezogenes Handbuch für ältere Bürger heraus, das beständig aktualisiert wird und möglichst alle Angebote für die Bedarfe älterer Menschen präsentiert.

Das Ökumenische Hilfenetz ist eine Kooperation der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden Niederrads. Ältere und hilfebedürftige Menschen können sich, wenn sie Unterstützung bei der Bewältigung des Haushalts und Alltags benötigen, an Karin Greiß wenden, die das Ökumenische Netzwerk organisiert. Das Angebot kann auch bei gesundheitlichen Notsituationen in Anspruch genommen werden. Ein weiteres Ziel des Hilfenetzes sei die Förderung einer positiven und beziehungsfähigen Nachbarschaft.

Was die Ehrenamtlichen im Hilfenetz anbieten, präsentierten sie persönlich während der Feierstunde. So manche Hilfeleistung beim Kochen oder Einkaufen ist in den letzten zwölf Monaten zu

einer tragfähigen freundschaftlichen Beziehung geworden. Insgesamt würden 42 Personen mittels Hilfenetz begleitet. Einer der aktiven Ehrenamtlichen besucht z.B. regelmäßig eine 83-jährige Dame, für die er das Essen zubereitet. Diese sei anfangs sehr skeptisch gewesen, weil ein Mann kocht. Doch dieses Misstrauen ist nun überstanden, so der freiwillige Helfer. Wichtig sei unterdessen weniger die Zubereitung der Speisen als viel mehr das regelmäßige Gespräch.

Dass das Gespräch zwischen Pflegeheimbewohnern und Stadtteilbewohnern im Pflegeheim St. Josef, das alsbald durch einen Neubau abgelöst wird, nicht erlischt, dafür setzt sich Ingrid Iwanowsky mit Ehrenamtlichen ein, die direkt ihren Treffpunkt in einem Haus auf dem Caritas-Gelände haben. Von dort werden – bereits heute regelmäßig Besuche für die Menschen in Niederrad organisiert, die in einem der drei ortsansässigen Pflegeheime leben.

Informationen erteilt:

Ökumenisches Hilfenetz Niederrad

Karin Greiß

Goldsteinstraße 16

60528 Frankfurt am Main

Tel.: 069 – 677 253 10

Fax: 069 – 677 253 11

E-Mail: hilfenetz-niederrad@web.de

Pflegende Angehörige Demenzkranker brauchen frühzeitig Begleitung

„Ich wünsche mir, dass ich öfter zum Treffpunkt für Angehörige kommen kann“, konstatierte Gabriele Briem, die seit gut zwei Jahren ihren erkrankten Mann in Neu-Anspach betreut. Wenn sie sich in Oberursel mit anderen Betroffenen – Angehörigen und Erkrankten - beim Kaffeetrinken austauscht, bedeutet das für sie ein Herauskommen aus einem täglichen 20-Stundenjob. Zum Dialog auf dem Fachtag Demenz waren über 100 Personen am 15. Mai 2008 der Einladung des Caritasverbands (Bezirk Hochtaunuskreis) ins Bad Homburger Kurhaus gefolgt. Pflegende Angehörige, Ehrenamtliche und Profis aus Pflege, Betreuung, Beratung wollten sich informieren und mitdiskutieren.

Statistische Daten vorab

In Hessen, das 5,6 Mio. Einwohner zählt, seien laut Statistik rund 90 000 Personen an einer Demenz erkrankt, unterstrich Podiumsgast Frank Theisen, zuständig für den Bereich Senioren im Hessischen Sozialministerium. „Uns ist es wichtig, dass hilfreiche Informationen an die betroffenen Bürger kommen und dass die Zuständigen der kommunalen Gebietskörperschaften hier mitmachen.“ Er wolle sich in Wiesbaden dafür einsetzen, dass gerade angesichts der Pflegeversicherungsreform die Beratungsleistungen ausgebaut werden. Hessen sei zudem das Bundesland, in dem prozentual die meisten Pflegebedürftigen im häuslichen Bereich betreut werden. Bundesweit, so Hansjörg Werner, Internist und Geriater, wachse die Bevölkerungsgruppe der 85-Jährigen am stärksten und somit würden die Demenzerkrankungen beträchtlich ansteigen. Gut 30 Prozent der heute über 90-Jährigen litten darunter.

Das Publikum des Fachtags beschäftigte der Fragenkreis: Wie müssen Information, ehrenamtliche und professionelle Hilfen, Betreuung und Pflege im Kreis so organisiert werden, damit sie auch wirklich dort angekommen, wo sie dringend gebraucht werden?

Fachstelle Demenz: zentrale Anlaufstelle für den Hochtaunuskreis

Eine zentrale Fachstelle Demenz existiert bereits seit 2007. Sie entstand im Rahmen des Modellprojekts „Netzwerk Demenz“ in Oberursel, für das sich der Caritasverband Bezirk Hochtaunuskreis beim Land Hessen 2005 beworben hatte. „Wir wollten das Projekt bewusst nach den Bedürfnissen der Betroffenen gestalten“, erklärte Renate Flora, gelernte Krankenschwester und Projektleiterin. Man habe im Projektverlauf nach den Wünschen und Bedürfnissen mit Fragebogenaktionen bei betroffenen Personen geforscht, um die Problemlagen herauszufinden. Die Ergebnisse lauteten: „Die Menschen wissen zu wenig über die Erkrankung Demenz, haben keine Adresse, wo sie sich hinwenden können,

um sich Entlastung zu organisieren.“ Aus diesen Erkenntnissen sei zunächst in Oberursel eine Vernetzung entstanden, an der sich Pflegeheime, Tagesstätten, Ehrenamtliche, Apotheken, Physiotherapeuten, Einzelhandel und viele weitere Akteure beteiligt hätten, um vom gegenseitigen Kennen her ein quartierbezogenes Hilfenetz zu organisieren. Unterdessen sei die Fachstelle Demenz eine Beratungsadresse für den gesamten Kreis.

Demenz: komplexeste medizinische Erkrankung überhaupt

Geriater Hansjörg Werner, der sich seit 32 Jahren mit Demenz beschäftigt, fragte: „Warum brauchen wir dringend ein Kompetenznetzwerk für Demenzkranke?“ Durch Verlust der Denkfähigkeit schwinde dem Erkrankten z.B. die soziale Rolle als Familienmitglied, Partner, Berufstätiger. Wenn er Glück habe, bleibe ihm die Familie, was künftig auch immer weniger sicher sei. „Es gibt keine vergleichbare Erkrankung in der Medizin, die derartig komplex ist und den Menschen in allen seinen Dimensionen so erfasst, wie die Demenz.“ Und dies sei angesichts der älter werdenden Gesellschaft und für ihr Gesundheitssystem eine der größten künftigen Herausforderungen. Eine Feststellung, die in der Konsequenz alle Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik betreffe. „Wenn diese jetzt nicht darüber informiert werden, wie sie präventiv für Andere und für sich selbst mit der Erkrankung und ihren ersten Anzeichen umgehen, werden kostspielige Versäumnisse riskiert, die unnötige Schäden verursachen.“ Daher forderte der Referent eine frühe Demenzdiagnostik, die die Art der Demenzerkrankung feststellt und auch psychosoziale Therapie für Kranke, Angehörige und Pflegende ins Kalkül zieht. Demenztherapie sei immer eine Langzeitverpflichtung bis zum Lebensende und erfordere ein komplexes Versorgungssystem. Es gehe darum, dem Erkrankten gegenüber Respekt zu zeigen, seine vorhandenen Fähigkeiten zu fördern, ihm das nahe zu bringen, was er noch kann.

Demenz: Ängste und Tabuisierung abbauen, um die Erkrankten zu integrieren

Die Diskussion zeigte, dass sich Angehörige von Demenzkranken ausgebrannt fühlen und kaum Informationen und Hilfen zu organisieren wissen. Ein Teilnehmer aus Bad Homburg sagte: „Wir waren von der Demenzerkrankung meiner Schwiegermutter völlig überrascht und fühlten uns hilflos.“ Eine andere Teilnehmerin äußerte: „Ich war überfordert und konnte den Antrag auf Pflegeversicherungsleistungen für meinen demenzkranken Vater nicht stellen.“ Die weitere Diskussion ergab, dass die vorhandenen Angebote und Hilfen für den gesamten Kreis noch viel besser erschlossen und bekannt gemacht werden müssen.

Um dem Wunsch von Gabriele Briem nachzukommen, regte ein Ehrenamtlicher aus Oberursel an, dass das Treffen für Angehörige und Erkrankte nun zweimal im Monat stattfinden sollte, unter

verstärkter Mithilfe von freiwilligen Helfern.

Vernetzung Ehrenamtlicher im Quartier nur mit professionellem Einsatz leistbar

Da Demenzen sich langsam entwickeln und oft lange bestehen, bevor sie erkannt werden, seien pflegende Angehörige schon sehr erschöpft, bevor sie in den Genuss von Pflegeversicherungsleistungen kämen, präzisierte Karin Dhonau vom Caritasverband Bezirk Hochtaunuskreis. Sie wollte erfahren, was im Vorfeld und präventiv getan werden könne, um pflegende Angehörige in den Ortschaften des Kreises hierbei so zu entlasten, dass ihre Situation lebenswert bleibe. Hier müsse eine hohe Sensibilität im Gemeinwesen entwickelt werden. Alle professionell Verantwortlichen stünden bereit, Entlastungsstrategien in den Ortschaften zu entwickeln. Aber keiner wisse genau, wie das geschehen solle. Ein weiterer Mitarbeiter des Caritasverbandes fragte, wie Ehrenamtliche die Hilfen leisten sollen, wenn sie nicht von Professionellen organisiert und begleitet werden. Hierauf antwortete Hansjörg Werner, dass die Kernleistungen um den Demenzkranken herum von professionellem Personal erbracht werden müsse. Denn der Umgang mit Dementen erfordere Erfahrung, Wissen und Geduld. Die Professionalisierung in diesem Bereich müsse vorangebracht werden. Hier seien die Hausärzte in das Netzwerk Demenz einzubeziehen. Der Vertreter des Landes ergänzte, dass zwar das Land eine Bestandsaufnahme der bestehenden Angebotsstrukturen für eine bessere Vernetzung vorlegen wolle, aber die örtlichen Verantwortungsträger in Kommunen und Gebietskörperschaften seien hier gefordert und müssten Entscheidungen fällen. Er bedauerte es, dass die örtlichen Vertreter der Region am 15. Mai 2008 nicht auf dem Fachtag mitdiskutierten.

Überzeugungsarbeit leisten, um überhaupt Hilfen anzunehmen

Nicht alle pflegenden Angehörigen berichteten so offensiv über ihre Situation wie Gabriele Briem. Es müsse viel Überzeugungsarbeit geleistet werden, dass Angehörige überhaupt Hilfe annehmen, stellte eine Teilnehmerin aus Usingen fest.

Doris Bill, Seniorenbeauftragte von Oberursel merkte an, dass in ihrem Aufgabengebiet auch das Thema Demenz eine große Rolle spiele. Sie habe die Koordination des Netzwerks Demenz übernommen und wünschte sich, dass viel mehr Menschen zu ihr ins Rathaus kommen, um sich über die bestehenden Angebote zu informieren. Dass man ohne Ehrenamtliche in Pflegeheimen überhaupt nicht mehr auskomme, bestätigte Carmen Goldbach, die das „Haus am Urselbach“ in Oberursel leitet. 35 Ehrenamtliche kämen regelmäßig in die Einrichtung und böten neben Sing- und Spielkreisen auch Einzelbetreuungen für die Menschen im Pflegeheim an. Sie hätten dort ein Lernfeld, um sich in der gefühlsmäßigen Kommunikation mit demenzkranken Menschen zu üben. Das müsse auch im Gemeinwesen geleistet werden. Keiner dürfe mehr das Gefühl haben, dass er mit dem Schicksal Demenz alleine dasteht.

Information erteilt:

Beate Glinski-Krause, FFA-Netzwerkbüro
FRANKFURTER FORUM FÜR ALTENPFLEGE
Wiesenu 57 · 60323 Frankfurt am Main
Tel. 069 – 61 99 44 51 · Fax 069 – 61 99 44 52
E-Mail: info@ffa-frankfurt.de · Internet: www.ffa-frankfurt.de

KONFERENZEN, TAGUNGEN

„Demenzprävention ist mehr als Molekularforschung“ Die BHF-Bank Stiftung unterstützt vier neue Projekte in der Alzheimerprävention.

Seite 14-17

Auf einer Pressekonferenz im November 2007 wurden vier Kooperationen zwischen der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und der gemeinnützigen BHF-Bank-Stiftung vorgestellt. Es handelt sich um wissenschaftlich begleitete Präventionsprogramme gegen Altersdemenz. Noch immer gibt es kein „Wundermedikament“, um der Alzheimerdemenz entgegenzuwirken. Psychosoziale Behandlungsmethoden, die vor allem auch präventiv wirken sollen, erzielen daher Resultate, die den Einsatz von Pharmaprodukten durchaus übertreffen können, so Johannes Pantel, der seit vier Jahren die Stiftungsprofessur der BHF-Bank im Bereich der Gerontopsychiatrie innehat.

Dabei kann die Alzheimerforschung in Frankfurt auf eine langjährige Tradition zurückblicken. Im Jahre 1906 diagnostizierte der Frankfurter Arzt Alois Alzheimer bei seiner Patientin Auguste Deta erstmals die nach ihm benannte Demenzerkrankung. Auch heute noch spielt die Frankfurter Universitätsklinik eine Vorreiterrolle in der Alzheimerforschung.

„Konservative Schätzungen bekunden heute ca. 1,2 Millionen Alzheimererkrankte in Deutschland, das heißt wir gehen allein in Frankfurt von über 10.000 diagnostizierten Patienten aus und einem jährlichen Zuwachs von ca. 1400 Neuerkrankungen,“ erklärt Pantel. Diese Situation rückte die psychosoziale Präventionsforschung der Frankfurter Universität und der BHF-Bank Stiftung immer mehr ins Interesse der Öffentlichkeit.

Insgesamt 23 Forschungsprojekte wurden bisher im Rahmen der Stiftungsprofessur durch die Uniklinik Frankfurt erfolgreich begleitet. Die vier neusten Konzepte der Arbeitsgruppe waren Gegenstand der Pressekonferenz.

1. Zunächst wurde das Präventionsprogramm „Aktiva“ vorgestellt, das das Risiko einer Erkrankung durch: sportliche Aktivität, gesunde Ernährung und kognitive Stimulation vermindern soll. „Die so genannte ‚Stimulation‘ der grauen Zellen wird hierbei vor allem durch die Unterstützung und Förderung von Freizeitaktivitäten wie etwa Schach, Kartenspiele oder Museumsbesuche erreicht“, so Valentina Tesky, Projektverantwortliche und Mitglied der Arbeitsgruppe. Die Teilnehmer am Forschungsprojekt „Aktiva“ würden darüber hinaus interaktiv bei Alltagsproblemen unterstützt, um deren Mobilität und Selbstständigkeit möglichst lange aufrecht zu erhalten. Um die Erfolge des Projekts zu evaluieren, werden drei Gruppen mit je 100 Teilnehmern beobachtet. Dabei unterscheiden sich die drei Gruppen jeweils in der Intensi-

tät der aktiven körperlichen und gesundheitlichen Einbindung in das Aktiva-Programm.

2. Das zweite durch die verantwortliche Referentin Julia Haferstroh präsentierte Projekt nennt sich „Tandem“ und findet seit drei Jahren erfolgreich Anwendung. „Tandem“ zielt auf eine umfeldoptimierte Demenzbehandlung durch verbesserte Kommunikation bei der familiären sowie vor allem der professionellen Pflege ab. „Tandem“ in der professionellen Pflege heißt, eine verbesserte Kommunikation zwischen Patienten, Teamkollegen und Angehörigen zu fördern, um verstärkten Austausch und eine bessere Zusammenarbeit anzuregen. Dies geschieht durch ein Training der Pfleger und Angehörigen, um einem „Ausgebranntsein“ vorzubeugen, das während des Umgangs mit depressiven oder aggressiven Demenzkranken entstehen kann. Innerhalb von sieben Monaten seien die Teilnehmer fähig, ihr dazu gewonnenes Wissen anderen Kollegen weiter zu vermitteln und somit eine Multiplikatorenrolle einzunehmen.

3. Das dritte Projekt beschäftigt sich mit den ethischen Problemen in der Pflege von Alzheimererkrankten. Ziel des Projekts ist die Etablierung von Ethikkomitees in den 37 stationären Altenpflegeheimen in Frankfurt. Die einzelnen Komiteemitglieder und Ethikgruppen innerhalb der Pflegeheime sollen vernetzt arbeiten und im Diskurs kritische Fragen aufgreifen. Vorbildfunktion habe hierbei das Franziska-Schervier-Altenpflegeheim, das schon heute über ein aktives Ethikkomitee verfüge. Das Komitee kläre kontroverse Fragen: Wo ende etwa die Selbstbestimmtheit eines Menschen, um ihn vor den Auswirkungen der Demenzerkrankung zu schützen. „Es gilt, den schmalen Grad zwischen Schutz und Zwang zu diskutieren und wie man mit der Krankheit in Hinsicht auf ethische Werte und Normen umgeht“, so Gisela Bockenheimer-Lucius, Initiatorin des Programms. Es bestehe das Recht auf ein ‚selbstbestimmtes‘ Leben. Wie sieht es beispielsweise mit den rechtlichen Auswirkungen der Patientenverfügung aus? Könne diese – im Fall der Demenzerkrankung - verfassungswidrig sein. Dies alles sind Fragen, die die Ethikkomitees der Pflegeheime aufgreifen sollen: Nicht um das eigene Gewissen zu besänftigen, unterstrich Bockenheimer-Lucius, sondern um konstruktive Problemlösungen im Diskurs mit Pflegepersonal und Angehörigen zu finden.

4. Das vierte von der BHF-Bank-Stiftung unterstützte Projekt

befasst sich mit Musiktherapie von Alzheimererkrankten. Der Leiter des Masterstudiengangs Musiktherapie an der Frankfurter Fachhochschule begleitet das Projekt federführend in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Alzheimergesellschaft. Es handelt sich um ein Programm, welches den Patienten in seiner gewöhnlichen häuslichen Umgebung aufsucht. Nicht Essen, sondern ‚Musik auf Rädern‘ wird alten Menschen - durch qualifizierte Musiktherapeuten und unter wissenschaftlicher Begleitung – ins Eigenheim gebracht. Mit gemeinsamem Gesang, Improvisation und im Gespräch wird dabei der Patient auf einer musikalischen Ebene abgeholt, die fernab vom Tagesgeschehen die Ängste und Abhängigkeiten – bedingt durch Demenz - in den Hintergrund treten lassen.

Mit diesen neuen Präventionsmethoden nimmt Frankfurt dank der gemeinnützigen Stiftung der BHF-Bank und der Johann Wolfgang Goethe Universität eine beispielhafte Rolle ein.

Informationen erteilt:

BHF-Bank-Stiftung
Oberlinau 10
60323 Frankfurt
Tel.: 069 – 718 35 19
Fax: 069 – 718 34 101
Internet: stiftung @ bhf-bank.com
EMail: www.bhf-bank-stiftung.de

Pflegebedürftige und Pflegende - zwei Gesichter der Altenpflege

Johannes Pantel, Professor an der Stiftungsprofessur Gerontopsychiatrie, Frankfurt, führte am 23. Januar 2008 auf der gut besuchten Veranstaltung die Teilnehmer im Casino der Universität in die Thematik ein. Unter dem Titel „Pflegebedürftige und Pflegende - Zwei Gesichter der Altenpflege“ stellte er auch die Projekte vor, die im Rahmen der Stiftungsprofessur Gerontopsychiatrie bereits erste Wirkungen gezeigt haben.

Ziel dieser Projekte ist es u. a. die Versorgungssituation der Altenpflegeheime zu überprüfen. Nicht ohne Stolz verwies der Referent, der vor vier Jahren auf den von der BHF-Bank-Stiftung eingerichteten Lehrstuhl berufen wurde, über die geleistete Projektarbeit. Dabei erinnerte er an die Erfolge der bereits abgeschlossenen Untersuchung zur Psychopharmakatherapie. Diese in Zusammenarbeit mit Juristen und dem Institut für Ethik und Geschichte der Medizin umgesetzte Studie, habe seinerzeit, so Pantel, zu Handlungsempfehlungen geführt, die mittlerweile in verbindliche Richtlinien zur Pharmakatherapieversorgung demenzkranker Menschen eingeflossen seien.

Das Zahlenwerk einer bereits abgeschlossene Kontrollstudie über die Optimierung von Psychopharmakamedikation in Altenpflegeheimen projizierte der Referent an die Wand, auch um auf die eindeutige Darstellbarkeit von inadäquater Medikation zu verweisen. Weitere Projekte, denen sich die Professur widmet, sind im Bereich der Kommunikation angesiedelt. Ein Projekt wendet sich dabei an Angehörige von Demenzkranken, die diese zu Hause betreuen und pflegen, ein anderes an die Pflegekräfte der stationären

Altenpflege. In Planung ist bereits ein Projekt zur Steigerung der Lebensqualität Demenzkranker, zu dem die Kooperationspartner Universität Heidelberg, AWO und die Stadt Wiesbaden feststehen.

Kommunikationstraining für Multiplikatoren in der Pflege

Julia Haberstroh, Diplompsychologin, verglich den Bewusstseinszustand Demenzkranker mit dem Bewusstseinszustand beim Aufwachen. Es sei nicht so sehr das Gedächtnisproblem, so die Teamleiterin des Kommunikationsteams, das den Demenzkranken belaste, es sei der Verlust an Kommunikationsfähigkeit, der in die soziale Isolation führe und damit in den unglücklichen Zustand. Der Pflegende merke zwar, dass sich der alte Mensch nicht wohl fühle, doch was er nicht merke, seien dessen Rückmeldungen auf Pflegeleistungen. Diese Rückmeldungen seien nämlich sprachlos. Es gehe darum, wie diese Mikroverhaltensweisen – wie z.B. entspannte Muskulatur oder gehaltener Blickkontakt - erkannt und gedeutet werden. Denn adäquate Betreuung, die auch das Wohlfühlen des Kranken zum Ziel hat, gelinge nur über ein gerontopsychiatrisches Fachwissen sowie die Kommunikationsfähigkeit des Pflegers. Schätzt der Pfleger jegliches Bewohnerverhalten, auch das aggressive, als beliebig ein, werde das auch den Pfleger unzumutbar belasten. Um dieses doppelte Ziel: Reduzierung von Stress in der Pflege und Steigerung der Lebensqualität bei den Demenzkranken zu befördern, habe man ein Trainingsprogramm entworfen, so Haberstroh, welches die zweifache Kommunikationsrichtung: die der Pfleger zu den zu Pflegenden sowie die der

Pfleger untereinander verbessere. Die gegenseitige Unterstützung der pflegenden Fachkräfte, die sich im gegenseitigen Beraten und Teilen von Wissen verwirkliche, ist auf die jeweiligen Stärken der Pfleger hin konzipiert.

Die Referentin verwies auf zwei bereits evaluierte Trainingsprogramme in Darmstadt und Frankfurt, die den Erfolg von solchen Trainingsprogrammen vor Augen führt. Die noch während des Trainings ausgewerteten Fragebögen zu Bewohnerverhalten und Selbsteinschätzung zeigten deutlich an, dass die soziale Kompetenz dieser Gruppe bzw. die Lebensqualität der von ihnen betreuten Demenzkranken stieg, während die Kontrollgruppe ohne Training angespannt und erschöpft war.

Untersuchung Zufriedenheit in Pflegeberufen

Ein zweites Projekt arbeitet unter der Fragestellung: Wie lange bleiben die Pflegekräfte im Beruf?

Wie viele Pflegekräfte brauchen wir in Zukunft?

Die Referentin, die sich auf die Altenpflegestudie des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) Ende der 90er Jahre bezog, stellte dabei den einfachen Kausalzusammenhang dar, dass aus schlechten Arbeitsbedingungen auf eine vorzeitige Kündigung geschlossen werden könne, in Frage. Ihre These belegte sie durch eine differenzierte Faktorenanalyse für Arbeitsbelastung: Neben der

- hohen Arbeitsdichte (der Pflegebedarf steige, bei geringerem Pflegegeschlüssel),
- den physischen und psychischen Belastungen,
- führte sie als dritten wichtigen Faktor die Arbeitsorganisation nebst Führungsstil ins Feld.

Jeder vierte Mitarbeiter, der dem Unternehmen den Rücken kehre, gäbe als Grund die Veränderungsresistenz der Einrichtung an. Dieses aus der BIBB-Studie zitierte Ergebnis, ließe darauf schließen, dass Belastungen psychischer und physischer Art nicht ausreichen, eine Arbeitsstelle zu verlassen. Werden Arbeitsschritte zerlegt, Entscheidungskompetenz den examinierten Pflegekräften abgesprochen, dafür aber die Kontrolle verschärft, könne von einer selbstbestimmten Arbeitssituation keine Rede sein. Die selbstbestimmte Arbeitssituation hält die Referentin – gestützt auf eine Studie aus dem Jahre 2004 - für die Bedingung, auch hohe Arbeitsanforderungen zu bewältigen.

Ein Modell der Ökonomie aus den 70er Jahren brachte einen zusätzlichen Aspekt für Unternehmensbindung zu Tage. Es ist dies die Bereitschaft des Unternehmens, Kritik anzunehmen und die Möglichkeit freier Willensäußerung auch zuzulassen.

Die These, dass ausgebildete Fachkräfte länger im Beruf verbleiben als Hilfskräfte, konnte gerade im Altenpflegebereich noch nicht überprüft werden, da es bislang keine Datenerhebung gebe, die diese beiden Gruppen trennt.

Informationen erteilt:

Altersforschung in Frankfurt

Forum Alterswissenschaft und Alterspolitik

Johann Wolfgang Goethe-Universität

Robert-Mayer-Str. 1

60054 Frankfurt

Tel. 069 – 798 23102

E-Mail himmelsbach@em.uni-frankfurt.de

Internet www.uni-frankfurt.de

Ethik-Komitee in Frankfurts stationärer Altenpflege

Im Franziska-Schervier-Altenpflegeheim wurde am 26. September 2006 ein erstes Ethik-Komitee gegründet. Wie Gisela Bockenheimer-Lucius, Initiatorin dieses Ethik-Diskurses, mitteilt, werde seit dem einmal monatlich eine Sitzung für Mitarbeiter aus der Pflege in unterschiedlichen Heimen Frankfurts durchgeführt. Unterdessen wurden parallel dazu auch Fortbildungsveranstaltungen zum Thema Ethik-Beratung angeboten wie etwa: „Künstliche Ernährung und Nahrungsverweigerung bei Demenz“. Am 16. Mai 2008 stand die Fortbildung unter dem Motto: „Privatheit, Selbstbestimmung, Zwang“. Gastgebendes Haus war der Sonnenhof am Park im Westend.

Den einleitenden Vortrag hielt Adelheid von Spee, Gerontologin und Germanistin aus Bonn. Sie betrachtete zunächst die Institu-

tion Altenpflegeheim aus unterschiedlichen Aspekten. Die Soziologie habe unter anderem den Begriff der „totaler Institution“ (Erving Goffman) geprägt. Hier werde die Institution als Verwaltung verstanden, die ihren eigentlichen Zweck als Wohnumfeld für Menschen – z.B. Kinderheim, Altenpflegeheim – zunehmend in einen formalen Ablauf einbinde. Gegen diese Vorstellung erörterte die Referentin für Pflegeheime wichtige Werthaltungen, die gegenüber der Bewohnerschaft einzulösen sind.

Privatheit und Selbstbestimmung

Privatheit und Selbstbestimmung bedeuteten für das Leben von Menschen im Heim, das vor allem ihr Zimmer ein Hort von Privatheit sei: Es müsse angeklopft werden, bevor jemand eintritt. Das Zimmer werde vom Bewohner eingenommen, so wie ein Urlaub-

ber ein Hotelzimmer sich zu Eigen mache und dieses privatisiere für die Zeit der Ferien. Privatheit und Selbstbestimmung gehörten zum Wesen des Menschen und müssten auch unter institutionellen Bedingungen stets neu reflektiert werden, um gewahrt werden zu können. Das bedeute, dass zum Pflegewissen die Fähigkeit gehöre, ethisch fundiert zu argumentieren. Ethik, als philosophische Disziplin des Wie-Handelns, setze das Bewusstsein eigener Werthaltungen für das Handeln voraus.

Privatheit sei auch immer begrenzt durch äußere oder innere Bedingungen, so etwa wenn ein Klinikaufenthalt erforderlich ist. Das Bedürfnis nach Privatheit gehöre einerseits zum individuellen Sozialisierungsprozess des Menschen. Privatheit zeichne sein Menschsein aus. Im Privaten spielt sich der wesentliche Teil unseres Lebens ab. Hier schöpften wir das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit: Wir haben die Schlüsselgewalt über die Wohnung, das Briefgeheimnis werde gewahrt, keiner darf – ohne zu fragen – von außen in die Wohnung dringen.

Selbstbestimmtheit müsse im individuellen menschlichen Leben immer wieder neu erworben werden. Es handele sich um einen Prozess, der bis zum Lebensende bestehe, weil Selbstbestimmung Ausdruck der Person sei. Im Wort Selbstbestimmung schwingte das Wort Stimme mit, durch die wir uns selbst Ausdruck verliehen und uns unserer selbst vergewisserten.

Heterogene Gruppe der älteren Menschen:

Ältere Menschen hätten durch ihr gelebtes Leben eine hohe, aber auch sehr unterschiedliche Dichte an Lebenserfahrungen. Wie schwierig und komplex es ist, unter diesem Werteaspekt Privatheit und Selbstbestimmung von Pflegeheimbewohnern zu wahren, machte die Referentin bewusst. Je komplexer die Verwaltungsstrukturen im Pflegeablauf, desto schwieriger seien diese Werte zu erhalten. Ziel der Institution Heim solle es sein, wirkliche Lebensräume zu schaffen, um Sicherheit und Selbstbestimmtheit in Gruppen leben zu können. Es gelte, im Heim lebende Menschen zu begleiten und nicht zu führen oder gar zu erziehen.

Informationen erteilt:

Dr. Gisela Bockenheimer-Lucius
Senckenbergisches Institut für Geschichte und Ethik der Medizin
Fachbereich Medizin der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität
Paul-Ehrlich-Straße 20
60596 Frankfurt am Main
Tel.: 069 – 6301 – 6245
Fax.: 069 – 6301 – 83617
E-Mail: bockenheimer.ethmed@web.de

Am 17. Oktober 2007 startete der erste „Pflegemonitor“

In der Aula des historischen Gebäudes der Goethe-Universität in der Mertonstraße fand eine Premiere statt. Nachdem Gerd Krämer, Staatssekretär im Hessischen Sozialministerium, die einleitenden Worte zum Projekt beendet hatte, zeigte sich auf der Perle-Leinwand die Zahlenfolge 5 – 4 – 3 – 2 – 1 – 0. Bei 0 startete das neue Internetportal und seine Daten konnten ab diesem Moment öffentlich aufgerufen werden, was auch schon einige Redaktionen zu Recherchezwecken nutzten. Dieses Portal über die Pflegesituation in Hessen gibt Auskunft auf Fragen: Wie sieht es mit dem Angebot an Pflegekräften im Rhein-Main-Gebiet aus? Wie ist es um die Pflege in Nordhessen bestellt? Wie hoch ist die Pflegekräftenachfrage in Nordhessen im Verhältnis zu der in Südhessen? Im Auftrag des Hessischen Sozialministerium wertet das Institut für Wirtschaft, Arbeitsmarkt und Kultur der Universität Frankfurt seit 2003 Erhebungen und Forschungsergebnisse aus, um Ange-

bot und Nachfrage des Hessischen Pflegemarkts in Zahlen und nach Regionen geordnet darzustellen. Hessen ist derzeit das einzige Bundesland, das ein derartiges Informationsangebot für die Branche, aber auch für Bürger und Medien ins weltweite Netz gestellt hat.

Informationen erteilt:

Institut für Wirtschaft, Arbeit und Kultur IWAK
Robert-Mayer-Str. 1 · 60054 Frankfurt am Main
Telefon: 069 – 798 22 150
Telefax: 069 – 798 28 233
E-Mail: info@iwak-frankfurt.de
Internet: www.iwak-frankfurt.de
Internet: www.hessischer-pflegemonitor.de

JUBILÄUM – NEU ANGEBOTE

Altenpflegeschüler sollen sich in den Lebenslauf alter Menschen einfühlen und -denken.

Seite 18–21

Am 23. Oktober 2007 feierte die Altenpflegeschule des Hufeland-Hauses ihr 30-jähriges Bestehen. Sie hat in dieser zurück liegenden Zeit schon vielen Menschen den Start in die ambulante und stationäre Altenpflege ermöglicht. Genau seien es 800 Männer und Frauen gewesen, die seit 1977 mit erfolgreichem Abschluss die Schule verlassen hätten. Diese bietet Ausbildungsschwerpunkte in Pflegepraxis, Pflegedidaktik und berufspraktische Ausbildungen an.

Marina Werner-Ritzel, Leiterin der Altenpflegeschule des Hufeland-Hauses, berichtete in einem Interview der Frankfurter Rundschau, dass Berufstätige in der Altenpflege täglich Entscheidungen treffen müssten, die sie fachlich und menschlich auch zu begründen hätten. Andererseits habe die Berufsgruppe noch selbst um mehr Autonomie und Anerkennung zu ringen. Daher beschäftigte sich der Jubiläumstag auch mit der Frage nach dem Kompetenzprofil des Altenpflegeberufs, das über das Fachliche hinaus besonders die Fähigkeit selbst organisierten Handelns umfasst. Wer nicht mit Leib und Seele pflegt, dem nutzt ein umfassendes Pflegewissen in der Praxis wenig. Umgekehrt macht allein der gute Wille, die Selbstorganisation und die Motivation noch keine

professionelle Altenpflegekraft aus.

Kompetenzentwicklung soll dadurch verstärkt werden, dass die praktische Ausbildung in sehr vielfältigen Bereichen und an unterschiedlichen Einrichtungen stattfindet. Das bedeutet: Die Auszubildenden werden sehr flexibel eingesetzt und finden sehr komplexe Situationen von Pflege und Betreuung vor. Auch dadurch sollen sie in der Praxis lernen, immer sicherer und selbständiger zu handeln mit der Fähigkeit, dies auch im Sinne des Selbstmanagements zu leisten.

Weiter Informationen erteilt:

Hufeland-Haus
Martina Werner-Ritzel
Schule für Altenpflege
Wilhelmshöher Straße 34
60389 Frankfurt am Main
Tel.: 069 – 4704 – 0
Fax: 069 – 4704 – 315
E-Mail: martina.werner-ritzel@hufeland-haus.de
Internet www.hufeland-haus.de

„Die Geschichte des Hauses ist ein Teil der großen Geschichte“

Am 30. Mai 2008 wurde der Neubau des Altenzentrums der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main in Bornheim eröffnet. Über 100 Gäste waren gekommen, um die Freude darüber mitzerleben. Salomon Korn, Vorsitzender des Vorstands der Jüdischen Gemeinde, betonte, dass das Haus so gelungen sei, dass seine Erbauer dort auch selbst gerne eines Tages einziehen würden.

Benjamin Bloch, Dezernent der Altenzentrums, zitierte in seiner Rede aus dem 3. Buch Moses „Vor dem Alten sollst du aufstehen. Verehren sollst du ihn.“ Warum sollte dem Alter Ehre entgegen-

gebracht werden, fragte Bloch. Es sei der alte Mensch überhaupt gemeint - unabhängig von seiner Hautfarbe und von seiner Religion – allein der Tatsache geschuldet, dass er viel Lebenserfahrung gesammelt habe. Im Judentum gelte die Haltung: Wer von den Alten lerne, dem komme etwas von der Weisheit dieser Lebenserfahrung zu Gute.

Der Referent nahm diesen Vorspann als einführendes Verständnis für die Geschichte des Geländes und seiner Vorgängerbauten, auf dem nun das neue Zentrum steht. Ursprünglich habe auf dem Grundstück im Bornheim das jüdische Krankenhaus gestanden,

das den Überlebenden der Schoa nach dem Krieg dazu gedient habe, ein Obdach zu finden, um anschließend Deutschland zu verlassen. Als 1951 Konrad Adenauer die Schuld und Verbrechen am jüdischen Volk anerkannt habe, sei es wieder möglich gewesen, dass jüdisches Leben habe hierzulande entstehen können.



■ Heimleiter Leo Friedman nimmt vom Architekten Christian Georg Mohr (hgp) symbolisch den Hausschlüssel entgegen

Im Jahre 2000 hat sich die Jüdische Gemeinde entschieden, so Bloch, den Neubau des Altenzentrums anzustreben, für den insgesamt 19 Mio. Euro investiert wurden. Dazu habe der Vorgängerbau, ein Altenheim aus dem Jahre 1974, Schritt für Schritt abgetragen werden müssen. In den letzten vier Jahren ist das neue Gebäude entstanden, in dem nun Menschen zusammen leben, die aus derzeit elf Nationen stammen und fünf unterschiedlichen Religionen angehören. Von den 174 Bewohnern kommt knapp die Hälfte aus dem ehemaligen Sowjetgebiet. Die andere Hälfte sind deutsche Staatsbürger. Das neue Altenzentrum beherbergt 13 Wohngruppen jeweils mit eigener Küche und Wohnraum nach dem Konzept der Hausgemeinschaft. Das bedeutet, die Hausbewohner leben nicht isoliert, sondern werden täglich von 7.30 bis 19.30 Uhr von so genannten Alltagsmanagern betreut. Die speziell für diese Aufgabe ausgebildeten Tagesbegleiter unterstützen die Bewohnern beim Zubereiten von Mahlzeiten, nehmen für sie oder mit ihnen zusammen hauswirtschaftliche Tätigkeiten wahr und betreuen die Menschen während des Tagesablaufs.

Informationen erteilt:

Leo Friedman
Leiter Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde
Bornheimer Landwehr 79 b
60385 Frankfurt am Main
Tel.: 069 – 405 60 – 0
Fax: 069 – 405 60 – 111
E-Mail leo.friedman@jaz-frankfurt.de
Internet www.JAZ-Frankfurt.de

Wie Laien Seelsorge erlernen können

Neue diakonische Ausbildung für Ehrenamtliche im Haus Saalburg. Am 8. September 2008 beginnt der erste dreimonatige Ausbildungskurs.

Am 26. Oktober 2007 wurde das Haus Saalburg feierlich im Frankfurter Stadtteil Bornheim eröffnet. Unter seinem Dach befinden sich eine Kindertagesstätte, ein Kirchenladen, Seniorenwohnungen und ein Altenpflegeheim. Ziel ist, dass unter diesem Dach alle Generationen zusammenkommen. Diesem Ziel ist auch ein neues Ausbildungsangebot verpflichtet, das dort am 28. April 2008 vorgestellt wurde. Pfarrer Winfried Hess stellte das von ihm initiierte neue quali-

fizierende Programm für Ehrenamtliche vor. Hess hat sein Büro im Hufeland-Haus und ist auch leitend aktiv für die ökumenisch aktive katholische und evangelische Krankenhaus- und Altenheimseelsorge, die ebenfalls Ehrenamtliche ausbildet und die in diesem Jahr seit zehn Jahren besteht.

Das neue Angebot „Seelsorge für Gesundheitswesen und Gemeinde“ wird getragen vom Evangelischen Dekanat Mitte und dem Bereich Seelsorge und Beratung der Frankfurter Diakoniekliniken. Die Kurse für Ehrenamtliche aller Altersgruppen finden in den Räumen des Hauses Saalburg statt.

Dafür sollen Bewerber gewonnen werden, die erlernen möchten, anderen Menschen, die der Hilfe und Pflege bedürfen, insbesondere auch Sterbenden eine seelsorgliche, menschliche und stärkende Begleitung zu ermöglichen. Dass die Ehrenamtlichen dabei zugleich wichtige Erfahrungen der eigenen Selbstwahrnehmung und Weiterentwicklung durchlaufen, das gehöre zum einhergehenden Lebensprozess. Pfarrer Hess unterstrich, dass es um die Entwicklung der Sorge um die Gemeinschaft gehe. Pfarrerin Gesa Reuschenberg, die sich schon seit Jahren um die seelsorgerische Arbeit in Altenpflegeheimen Frankfurts – Versorgungs- und Wiesenhüttenstift und Henry und Emma Budge-Stiftung - kümmert, berichtete gar, dass in diesem Engagement sogar Menschen anderer Glaubensrichtungen wieder an ihre eigenen Glaubenswurzeln gelangten und daraus Kraft schöpften. Obleich die seelsorgerische Qualifikation aus dem evangelischen Bereich kommt, stehe sie grundsätzlich allen Interessierten offen.

Informationen erteilt:

Pfarrer Winfried Hess
Hufeland-Haus
Wilhelmshöher Straße 47
60389 Frankfurt am Main
Tel 069 – 47 04 – 0
Fax 069 – 47 04 – 315
E-Mail winfried.hess@hufeland-haus.de
Internet www.zsb-ekhn.de

Neues Pflegeheim in Frankfurt-Rödelheim lud zum Tag der offenen Tür

Das neue „Pflegewohnstift am Wasserturm“ hatte am 20. April 2008 viele Gäste zu Besuch.

Sie alle wollten einen Blick ins neu erbaute Haus werfen. Was die Besucher besonders erfreute: An dem klaren Apriltag schien die Sonne warm und auf dem frisch hergerichtet Dachgarten des Gebäudes erstrahlten blühende Sträucher und Blumen, die dazu einluden, sich auf den Holzbänken niederzulassen. Eine sehr gute Idee hatten Veranstalter und auch die Radilo-Apotheke: Für die an diesem Tag angebotenen Speisen, Getränke und Blutdruckmessung waren kleine Geldbeträge zu entrichten. Diese dienten als Spende für die Frankfurter Tafel und für ein Kinderhilfeprojekt. Das Haus bietet 93 Einzelzimmer und 15 Doppelzimmer.

Informationen erteilt:

Hans-Jürgen Damm
Wohnstift am Wasserturm
Wolf-Heidenheim-Straße 6
60489 Frankfurt am Main
Tel 069 – 36 60 04 – 0
Fax 069 – 36 60 04 – 199
E-Mail info-am-wasserturm@dessg.de
Internet: www.deutsche-seniorenstift.de

„Hilfe macht abhängig – Begleitung macht stark“

Die Kunst des Beistands erlernen

Erste Fachtagung für Pflegebegleiter in Hessen am 7. Mai 2008 im Sachsenhausener Bürgermeister-Gräf-Haus des Frankfurter Verbandes für Alten- und Behindertenhilfe e.V., an der rund 120 Teilnehmende aus dem gesamten Hessenland angereist waren. Im Bildungszentrum des Verbandes wurden bereits 34 Pflegebegleiterinnen und –begleiter qualifiziert.

Wer den Begriff Pflegebegleiter hört, mag zunächst fragen, was das wohl wieder für eine Kreation ist. Aber bei näherem Hinsehen erfährt man, es handelt sich um qualifizierte Ehrenamtliche, die in einem 60 Stunden währenden Kurs zu Begleitern für pflegende Angehörige ausgebildet worden sind. Das Projekt Pflegebegleiter wurde 2004 gestartet. Es handelt sich um ein Bundesprojekt, das von Elisabeth Bubolz-Lutz, Professorin am Wissenschaftlichen Institut für Geragogik, ausgearbeitet wurde. Anlässlich der Hessischen Fachtagung erläuterte die Wissenschaftlerin das Projekt. „Pflege gehört mitten ins Leben, weil sie den gesamten Lebensraum betrifft.“ Es bestehen unterdessen bundesweit vier Regionalbüros für Pflegebegleiter: im Norden, Westen, Osten und Süden der Republik. Der südliche Teil ist erst 2006 integriert worden und in Frankfurt gibt es die Ausbildung im Bildungszentrum des Frankfurter Verbandes seit Februar 2007.

„In Hessen gibt es viel Kommunikationsfreude“, stellte Iren Steiner vom Regionalbüro Süd fest, das in Baden-Württemberg liegt.

Bubolz-Lutz unterstrich, dass wir in der mittleren Lebensphase oft schon für Angehörige Pflege organisieren müssen und in der darauf folgenden selbst betroffen sein könnten. Jeder Vierte von uns müsse mit Pflegebedürftigkeit rechnen. Diese müsse keine Katastrophe sein, aber es bestünden auch Chancen, Erfüllung und Vertiefung von Beziehungen zu erleben. Überwiegend werde Pflege von Angehörigen geleistet – zu 80 Prozent. Das erfordere Anerkennung, was zu wenig geschehe. Bereits vier Prozent der Kinder würden hierzulande schon Pflege leisten, so eine Studie der Universität Witten-Herdecke.

Zu bemängeln sei, wie wenig Information in der Bevölkerung über Pflegebedürftigkeit vorhanden sei. Ebenfalls erschreckend sei, dass Unterstützungssysteme nicht Hand in Hand arbeiteten, sondern sich in Konkurrenz befinden. Das koste Kraft und Ressourcen. Dagegen habe man das Prinzip der Vernetzung gesetzt, das davon ausgehe, dass Ehrenamt und Profis gemeinsam Pflegearrangements schultern. 1680 Pflegebegleiter seien unterdessen ausgebildet worden unter Beteiligung von über 100 Institutionen. Als Pflegebegleiter aktiv seien Personen, die zwischen 19 bis 75 Jahre alt sind. Wichtigste Aktivitäten nach Meinung der Pflegebegleiter seien: aktives Zuhören, Trostspenden und Wertschätzung.

Das Innovative des Projekts besteht für Elisabeth Bubolz-Lutz darin, dass hierbei der VdAK (Ersatzkasse) finanziell unterstützte



■ Elisabeth Bubolz-Lutz während der Podiumsdiskussion

und auch das Bundesseniorenministerium einstieg. Diese Doppelfinanzierung läuft nun im Herbst 2008 aus. Während der Podiumsdiskussion des Fachtags gaben Vertreter aus Verbänden bekannt, dass sie die Ausbildung zur Pflegebegleitung weiter finanzieren werden. Auch Elke Kilz vom Hessischen Sozialministerium äußerte, dass man sich um dieses Projekt kümmern werde. Sie schlug sogar schon vor, wenn's so weit ist, in öffentlichen Verkehrsmitteln darauf hinzuweisen. Angelika Trilling, Altenhilfplanerin der Stadt Kassel, plädierte dafür, die Erfahrung verantwortlich pflegender Angehöriger besser wertzuschätzen. Ein bereits ausgebildeter Pflegebegleiter aus Frankfurt, Holm Schmidt, berichtete, dass er – nach sehr aufreibender Pflege seiner Mutter – heute sogar Angehörige begleitet, die ihre Pflegebedürftigen im Altenheim haben. „Manchmal fühle ich mich in der Begleitung wie ein Psychotherapeut“, präzisierte Schmidt.

Informationen erteilt:

Marlies Ritter
Bildungszentrum Frankfurter Verband
Alexanderstraße 78
60489 Frankfurt am Main
Tel 069 – 78 70 39 23
Fax 069 – 78 07 64 91
E-Mail marlies.ritter@frankfurter-verband.de
Internet www.frankfurter-verband.de

VERANSTALTUNGEN

Pflegestützpunkte und Pflegeberatung als Gemeinschaftsaufgabe

Seite 22-23

Die Fachhochschule Frankfurt veranstaltet am 16. Juni 2008 – einen Workshop zu obigem Thema.

Das Netzwerkbüro des Frankfurter Forums für Altenpflege wird ausführlich über den Workshop berichten.

Informationen erteilt:

Fachhochschule Frankfurt am Main
FB Soziale Arbeit und Gesundheit
Nibelungenplatz 1
60318 Frankfurt am Main
Tel.: 069 – 15 33 – 0
Fax: 069 – 15 33 – 2400
E-Mail post@fh-frankfurt.de
Internet : www.hessip.de/Workshop_FFM_2008.pdf

Älter werden in Frankfurt

Die Stadt Frankfurt veranstaltet vom 16. bis 25. Juni 2008 ihre Aktionswoche rund um das Thema Alter.

Programminformationen über:

Stadt Frankfurt am Main
Jugend- und Sozialamt
Eschersheimer Landstraße 241 – 249
60320 Frankfurt am Main

Frau Baensch Tel. 212-44902
angelika.baensch@stadt-frankfurt.de
Frau See Tel. 212-36801
manuela.see.amt51@stadt-frankfurt.de
Frau Trübner Tel. 212-44901
christine.truebner@stadt-frankfurt.de
Internet www.aelterwerden-in-frankfurt.de

Naomi Feil – Validation für hochaltrige, dementiell erkrankte Menschen

Leo Friedman – Leiter des Altenzentrums der Jüdischen Gemeinde Frankfurt - ist es gelungen, die bekannte Begründerin der Validationsmethode, Naomi Feil, als Referentin zu gewinnen. Sie wird am Dienstag, den 1. Juli 2008, im Altenzentrum einen einführenden Workshop in die Validation anbieten, zu dem interessierte Personen aus dem Bereich der Altenhilfe herzlich eingeladen sind. Die Veranstaltung findet in der Zeit von 9.00 bis 17.00 Uhr statt.

Informationen über Programm und Teilnahmebedingungen:

Leo Friedman
Leiter Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde
Bornheimer Landwehr 79 b · 60385 Frankfurt am Main
Tel.: 069 – 405 60 – 0 oder 197
Fax: 069 – 405 60 – 111
E-Mail sofie.lewinson@jaz-frankfurt.de
Internet www.JAZ-Frankfurt.de

BUCHBESPRECHUNG

„Das gibt's nur einmal“ – Kulturarbeit im Altenpflegeheim

Das praxisorientierte Buch versteht sich als Impulsgeber für Kulturveranstaltungen im Altenpflegeheim und richtet sich nicht nur an Mitarbeiter der stationären Altenpflege, die mit dieser Aufgabe betraut sind. Der Autor, Michael Graber-Dünow, er leitet seit 1997 das Justina von Cronstetten Stift in Frankfurt, versteht Kultur als ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Sinn und Zweck der Kulturarbeit im Heim ist die Lebensfreude. Diese wird zusätzlich - und das macht der Autor unmissverständlich klar - auch dadurch befördert, dass sich das Haus dem Stadtteil öffnet. So beginnt das Buch in seinem ersten Teil mit allgemeinen Überlegungen zum Thema, zu denen auch die Feste und ihre Überlieferung gehören nebst Auflistung der jüdischen und islamischen Feiertage.

Dem praktischen Teil ist ein 80-seitiger übersichtlicher Abriss über die deutsche Kulturgeschichte zwischen 1919 bis in die 1950er Jahre vorangestellt, der sich u. a. dem musikalischen Angebot der Zeit (1919 u.a. die Drehorgel), dem Film (in den 1920er und 1930er Jahren wurden in Deutschland mehr Filme als in allen europäischen Ländern zusammen produziert), dem Variétéangebot, dem Theater und der bildenden Kunst geschichtlich und vom Erleben her nähert. Den eingestreuten Kommentaren von Heimbewohnern (im Text blau unterlegt) zeigen, wie wichtig solche Kenntnis ist, denn die amerikanischen Revuefilme aus den 30er-Jahren haben den Musikgeschmack der heutigen „Endachtziger“ wesentlich geprägt.

Der dritte Teil berührt die Gestaltung und Umsetzung, wobei sich der Autor auf die Erfahrungen des Hauses stützt. Einbezogen sind dabei Therapieangebote wie Snoezelen und Streicheltiere. Neben Musikkreisen, Filmvorführungen, Backgruppen (fraglos ist, dass das Zubereiten von Speisen eine Kulturleistung des Menschen) fallen die Sonderveranstaltungen auf, zu denen neben den traditionellen Festen des Jahres (Heringessen zum Aschermittwoch, klassisches Pfingstkonzert, aber auch monatliches Grillfeiern von Mai bis September) eine Länderwoche pro Jahr gehört. Zu diesem Zwecke kommt das entsprechende Land ins Heim, sei es über Folkloregruppen, über Spiele wie Boccia (Italien) bzw. Boule (Frankreich) oder typische Speisen und Getränke.

Ausgestattet ist das Buch mit zahlreichen Abbildungen und mit einem Literaturverzeichnis auch zur Film- und Musikgeschichte. Einblick in die alltägliche Kulturplanung gewährt ein täglicher und regelmäßig sich wiederholender Veranstaltungsablauf (Stand Juni 2007) sowie Sonderveranstaltungsplaner aus dem Jahre 2006. Das 174 Seiten starke Buch ist 2008 in der Schlüterschen Verlagsgesellschaft erschienen und kostet 24,90 Euro.

TEXT: Constance Kolka